Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 10

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074258

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBÜHL

Der Lärmzwang

Von den verschiedenen Arten der Süchtigkeit ist die Lärmsucht zwar vielleicht nicht eine der gefährlichsten, aber sicher eine der unerfreulichsten. Sie macht die Bestrebungen der Liga zur Lärmbekämpfung außerordentlich schwierig. Die einen wollen Lärm machen, weil sie das Bedürfnis haben, ihr Schattendasein aufzuwerten, weil sie sich und andern fortwährend beweisen müssen, daß sie leben und wirken. Das «Cogito, ergo sum» wird damit zum «Ich lärme, also bin ich». Dazu gehört ein Teil der Motorradfahrer, die mit ihrem Geknatter unsere Dörfer und Städte verpesten.

Die andern aber wollen Lärm hören, weil sie ständig fürchten, sonst den Kontakt mit der Umwelt zu verlieren, ausgestoßen und einsam zu sein.

Ein Pfarrer erzählte mir folgendes Erlebnis: Er besucht eine alleinstehende Frau. Da sie den Staubsauger betätigt, gleichzeitig aber den Radio mit voller Lautstärke laufen läßt, hört sie ihn nicht klopfen. Weil aber die Türe des Zimmers, das sie bewohnt, offen ist, tritt er trotzdem ein. Die Witwe begrüßt ihn und stellt den Staubsauger ab, nicht aber den Radio. Dieser dröhnt so laut, daß ein Gespräch nur mit größter Anstrengung möglich ist. Die Frau und der Pfarrer müssen, um verstanden zu werden, so laut miteinander reden wie zwei Schwerhörige in einem Amateur-Theaterstück.

Schließlich hält es der Pfarrer nicht mehr aus. Er geht zum Apparat und stellt ihn ab. Die Frau sagt: «Entschuldigen Sie, ich habe gar nicht gemerkt, daß der Radio läuft.» Nun ist es ruhig. Die Frau selbst wird aber sichtlich unruhig. Sie kann nur noch unzusammenhängend reden.

Nach zehn Minuten geht der Pfarrer wieder fort. Während er die Treppe hinuntergeht, kann er hören, wie der Radio wieder eingeschaltet wird und mit voller Lautstärke läuft.

«Pressiere, pressiere!»

Ist es nicht auffallend, daß man, wenn es sich nicht um Sport oder Spiel handelt, heute erwachsene Menschen fast nie mehr laufen sieht? Ein vierzigjähriger Mann, der im Laufschritt eine Straße in Basel oder Bern oder Zürich überquerte, würde Aufsehen erregen. Wahrscheinlich würde sogar die Polizei eingreifen, in der Annahme, es handle sich um einen Verbrecher, dem man auf den Fersen sei. Wir heutige Erwachsene verhalten uns merkwürdigerweise fast so gravitätisch wie unsere mit Perücken bekleideten Vorfahren des 18. Jahrhunderts. Sogar ein stürmischer Liebhaber eilt der wartenden Geliebten bei uns nur im Theater im Laufschritt entgegen, nie in Wirklichkeit.

Es gibt aber eine Ausnahme; charakteristischerweise hängt sie mit dem zusammen, was wir wichtiger nehmen als alles andere, wichtiger als die Liebe – dem Verkehr.

Wenn es darum geht, beim Umsteigen einen wartenden Autobus oder Tramwagen zu erreichen, setzt eine wilde Jagd ein. Nicht nur Kinder, auch Erwachsene jeden Alters, selbst Greise, die sich nur noch mit Hilfe eines Stockes vorwärts bewegen können, distinguierte ältere Frauen; alles läuft, als gälte es, die ewige Se-

ligkeit zu erhaschen. Von Würde ist da keine Spur mehr zu bemerken. Und dabei weiß man ja, daß in drei Minuten der nächste Wagen kommt.

Never run after a tram, car or a women,
another one will be coming soon.

Ein schöner Spruch. Schade, daß er nicht befolgt wird.

Die Verzweckung unseres Lebens

Der Plan, im Jahre 1961 wieder einmal ein Zürichfest durchzuführen, ist vom Stadtrat fallengelassen worden. Als Hauptgrund wurde angegeben, «die erste Feier von 1951 hätte einen Inhalt gehabt, doch schon die beiden Wiederholungen 1953 und 1956 hätten bei allem fröhlichen Treiben an einem Mangel an Sinn gekrankt».

Diese Argumentation ist leider typisch zürcherisch im schlechten Sinn, Ausdruck eines ledernen Moralismus, der wie ein Schatten über dieser schönen Stadt liegt. Als ob das fröhliche Zusammensein einer Volksgemeinschaft nicht den Sinn in sich tragen würde, als ob ein Fest nur dann berechtigt wäre, wenn damit irgend ein sozialpolitischer oder erzieherischer Zweck verbunden werden kann!

Wo sind die Enkel jener Gefeierten,
Die Dir den Namen Limmat-Athen verlich'n,
Und die zum Ruhm der freien Heimat,
Kronen getragen im Reich des Schönen?

dichtete Leutold vor bald 100 Jahren.

Die Frage hat leider immer noch Berechtigung.

Noch typischer aber ist die zweite Art der Begründung. Man fragt sich nämlich, «ob man heute, wo die Stadtverwaltung mit dringlicheren Aufgaben vollauf beschäftigt ist und es nötig hat, ihre Hände sonstwo zu rühren, diese Arbeitskräfte für ein Fest einsetzen und sie so vom Notwendigen abziehen soll».

Ist die wirtschaftliche Lage schlecht, so kann man keine Feste durchführen, weil das in einer Zeit, wo es Arbeitslose gibt, nicht verantwortet werden kann. Ist aber die Wirtschaftslage gut, so geht das wiederum nicht, weil es dann keine Arbeitslosen gibt.

Die trübe Flut

«Ihr Name?» – «Müller!» – «Ihr Alter?» – «Na, wenn ich Müller heiße, heißt mein Alter natürlich auch Müller!»

Es ist bald wieder soweit wie in der schlimmen Zeit der geistigen Überfremdung vor 1939, als in der deutschsprechenden Schweiz viele Zeitungen und Zeitschriften das ganze Material für ihren «Humorteil» für ein paar Franken aus deutschen Korrespondenzbüros bezogen. Das Schlimme bei dieser Importware lag nicht nur darin, daß es sich meistens um zeichnerisch und inhaltlich minderwertigen Schund handelte, sondern daß hier eine Gesinnung zum Ausdruck kam, welche die Grundlagen unterhöhlte, auf denen unser schweizerisches Leben aufgebaut ist. Die nationale Selbstbesinnung hat dann dazu geführt, daß man solchen Produkten nur noch selten begegnete. Aber jetzt beginnt die trübe Flut aus Deutschland, zum Teil aber auch aus Amerika und Frankreich, bereits wieder zu fließen.

Wie wir uns zur Provinz machen

Der Rektor der Zürcher Universität, Heinrich Straumann, hielt an der Stiftungsfeier vor einiger Zeit die Festrede über das Thema «Das Bild des amerikanischen Menschen». Dieser Versuch, den amerikanischen Nationalcharak-

ter zu umreißen, ist sehr begrüßenswert und gehört durchaus in den Aufgabenkreis eines Anglisten. Es ist aber schade, ja tragisch, daß es, soviel ich mich erinnere, noch nie vorgekommen ist, daß an einer Hochschule eine Festrede «Über den schweizerischen Menschen» gehalten wurde, ja, daß sich überhaupt noch nie ein Dozent die Aufgabe gestellt hat, das Bild des schweizerischen Menschen aufzuzeigen. Es gibt nicht einmal eine Dissertation über dieses Thema. Während in fast allen Ländern die Hochschulen eigentliche Zentren des nationalen Geisteslebens sind, hat der größte Teil unserer Universitätslehrer eine gewisse Angst, sich mit typisch schweizerischen Problemen auseinanderzusetzen, wie es doch eigentlich nahe liegen würde.

Die Übernahme des Thomas Mann-Archivs durch die Eidgenössische Technische Hochschule ist in dieser Beziehung charakteristisch.

Es handelt sich um ein auch räumlich sehr anspruchsvolles Unternehmen, das nicht nur den literarischen Nachlaß des Dichters der wissenschaftlichen Forschung zugänglich macht. «Nicht kalte, unpersönliche Räume, sondern spürbar lebende Zimmer der Privatwohnung eines großen Dichters eröffnen sich dem Besucher. Die stärkende Atmosphäre strahlt das eigentliche Gedenkzimmer aus, in welchem das Mobiliar aus dem letzten Schreibzimmer von Thomas Mann ausgestellt ist», heißt es anerkennend in einem Zeitungsbericht, wie überhaupt die Gründung dieses Archives in der ganzen schweizerischen Presse als bedeutende Kulturtat gefeiert wurde.

Ich bezweifle, ob das richtig ist. Sicher war Thomas Mann ein bedeutender Dichter unserer Zeit, ob er aber Bestand haben und ob dieses Archiv auch noch in 50 Jahren Interesse finden wird, kann niemand mit Sicherheit beantworten. Wäre es nicht überhaupt richtiger, unsere Hochschulen, die ja schon heute personell und räumlich überbeansprucht sind, würden ihre bescheidenen Kräfte auf Aufgaben konzentrieren, zu denen sie in besonderem Maße berufen sind?

Thomas Mann war kein Schweizer Dichter. Zwar wohnte er vor seiner Emigration nach Amerika einige Jahre in Küsnacht, und er verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in Kilchberg. Aber er war nicht eng mit dem schweizerischen Geistesleben verbunden. Er hat für unser Land nicht viel getan, und wir nicht viel für ihn. Die Eidgenössische Technische Hochschule verlieh ihm zwar den Ehrendoktor und die Gemeinde Kilchberg das Ehrenbürgerrecht, aber diese Ehrungen wirkten nicht überzeugend, weil sie erst erfolgten, als der Dichter schon lange weltberühmt war und solche Anerkennungen gar nicht mehr nötig hatte.

Zwei Jahre vor der Eröffnung des Thomas Mann-Archivs wurde das Scheuchzer-Haus, das jedem Freund von Gottfried Keller ans Herz gewachsen war, abgerissen.

Das Scheuchzer-Haus in Glattfelden, in dem der «Grüne Heinrich» seine Ferien verlebte.

Die Proletarisierung

Wir sind immer in Gefahr, gewisse Clichévorstellungen ungeprüft zu übernehmen. Dazu gehört die Behauptung von dem ständig steigenden Lebensstandard.

Selbstverständlich kann sich das Schweizervolk heute viel mehr leisten, als vor 50 Jahren oder gar vor 100 Jahren. So mußte, wie Albert Hauser in einer kürzlich erschienenen, sehr interessanten Publikation «Essen und Trinken im alten Zürich» ausführt, ein Arbeiter im Jahre 1840 einen Arbeitsaufwand von zwei Stunden zwölf Minuten leisten, um ein Pfund Brot kaufen zu können. 1880 waren es noch eine Stunde fünf Minuten. 1955 war diese Zeit bereits auf sieben Minuten zusammengeschrumpft und heute ist sie wahrscheinlich noch kürzer.

Trotz dieser Steigerung des Realeinkom-

mens gibt es wichtige Lebensgebiete, wo der Lebensstandard innerhalb einer Generation nicht nur nicht gestiegen ist, sondern wo ein deutliches Absinken stattgefunden hat. Dazu gehört das Wohnen.

Die heutigen Wohnungen sind zwar besser ausgestattet als jene der Jahrhundertwende, vor allem weisen sie viel bessere Installationen auf. Das Wichtigste aber, der Wohnraum ist erbärmlich zusammengeschrumpft. Einer Mittelstandsfamilie steht heute in städtischen Verhältnissen im Durchschnitt viel weniger Wohnfläche zur Verfügung, als das vor dem Ersten Weltkrieg der Fall war. Nicht nur hat die Zahl der Zimmer abgenommen, diese selbst sind kleiner geworden.

Aber auch die lokalen Verkehrsmittel waren vor 1914 komfortabler. Die Tramwagen waren zwar bedeutend primitiver, zum Teil auch nicht heizbar, doch selbst in den Stoßzeiten konnten alle Passagiere sitzen. Sogar im alten Rößlitram galt das Recht auf einen Sitzplatz als selbstverständlicher Anspruch des Fahrgastes.

Auch das gehört zur geistigen Landesverteidigung

Im Handelsteil kann man manchmal Nachrichten finden, die von bedeutend größerem kulturellem Interesse sind, als die ausführlicher und anspruchsvoller formulierten Beiträge unter dem Strich.

So konnte man über die diesjährige Jahresversammlung der Porzellanfabrik Langenthal kürzlich folgende, in doppelter Beziehung erfreuliche Mitteilung lesen:

«An der gestern in Langenthal abgehaltenen ordentlichen Generalversammlung der Porzellanfabrik fanden sich 83 Aktionäre ein, die insgesamt 710 Stimmen besaßen und vertraten. Wie dies bei der Porzellanfabrik gute Tradition ist, begrüßte Verwaltungsratspräsident A. Spychiger die Versammlung in unverfälschtem, urchigem Berndeutsch, was dem Anlaß sofort den letzten Hauch jener von Verwaltungen so gerne durch hochgezüchtetes Phrasendeutsch gewahrten Distanz nahm, und es zu einem nahen und lebendigen Kontakt zwischen den beiden obersten Organen der Gesellschaft kommen ließ. Es war denn in der Folge auch nicht oft von ‚die Gesellschaft' oder ‚dem Betrieb', sondern vom ‚dem für die Aktionäre verwalteten Eigentum' die Rede.»

Zweifelhafte Solidarität

Letztes Jahr hat eine größere Anzahl französischer Intellektueller ein Manifest über den Algerienkrieg veröffentlicht, worin die Unterzeichner dagegen protestierten, daß viele Franzosen eingekerkert und verhaftet wurden, weil sie sich weigerten, am Krieg gegen die Algerier teilzunehmen, oder weil sie den kämpfenden Algeriern zu Hilfe kamen. Die französische Regierung hat dann ihrerseits versucht, die Unterzeichner dieses Aufrufes dadurch zu bestrafen, daß ihnen die wirtschaftliche Existenz erschwert wurde, indem man ihnen zum Beispiel verbot, am Radio zu arbeiten, usw.

Gegen dieses Vorgehen hat nun wiederum eine Anzahl von Intellektuellen protestiert, indem sie einen offenen Brief an den französischen Informationsminister sandten. Diesmal handelt es sich aber um Nichtfranzosen. Von den 36 Unterzeichnern sind 27 Deutsche, zwei Österreicher und sieben Deutschschweizer. Unterzeichnet ist der offene Brief an erster Stelle von Alfred Andersch und Max Frisch, die weiteren 34 sind in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt.

Wenn nun ein solcher Brief auch zweifellos eine Einmischung in die innenpolitischen Angelegenheiten eines anderen Landes darstellt, so steht es selbstverständlich trotzdem jedem frei, sich dieser Kundgebung anzuschließen, auch jedem Bürger der neutralen Schweiz, denn mit Recht haben wir immer, selbst während des Krieges, die Gesinnungsneutralität abgelehnt.

Aber mir persönlich ist es immer sehr unbehaglich, wenn das deutsche Sprachgebiet Grundlage für eine politische Demonstration wird, und wenn Schweizer dabei mitmachen. Es wirkt zersetzend, wenn Deutschschweizer sich zur Durchführung politischer Aktionen mit den Deutschen und Österreichern, Welschschweizer mit den Franzosen und Tessiner mit den Italienern zusammenschließen.